

# Blätter aus Krain.

(Beilage zur „Laibacher Zeitung.“)

Die „Blätter aus Krain“ erscheinen jeden Samstag, und ist der Pränumerationspreis ganzjährig 2 fl. österr. Währung.

## In der Neujahrsnacht.

Wenn über's Schneefeld mit Gebräuse  
Des Neujahrs rauhe Stürme zieh'n,  
Wie stielich ist's im sichern Hause  
Die Glut zu schüren im Kamin!

Nun darf das Herz sich frei gehören,  
In seine Tiefen kehrt es ein,  
Und Geister leut's emporebeschweben,  
Genossen seiner Last zu sein.

Kommt denn mit unhörbaren Tritten,  
Ihr Helden längst verscholl'ner Zeit!  
In falt'ger Toga kommt geschritten  
Im blutbestäubten Panzerkleid!

Ich seh' auf euren narb'gen Züger,  
Im Auge, das verfinstert droht,  
Die Spur von hohen Thatensüßen,  
Von wildem Glück und jähem Tod.

Und wenn mir eure Kränze sagen,  
Daß Ruhm und Sieg euch einst gelobt,  
Ah! ich zugleich, was ihr getragen  
Und stolz der Welt verschwiegen habt.

Vielleicht, daß durch der Muse Wanken,  
Wie ihr mir erst vorüber schwebt,  
Vor Eurer plötzlich der Gestalten  
Mein schweigend Saitenspiel erbebt.

Und wie sich Klang gesellt dem Klange,  
Wie Bild um Bild sich reich enthillt,  
Ein groß Geschick mir mit Gefange  
Die lange Nacht des Winters fällt.

Emanuel Gabel.

## Ein Courrieritt.

Episode aus dem amerikanischen Bürgerkriege.

(Schluß.)

Bisher ging Alles ganz natürlich zu. Aber ein eigen-  
thümlich hanges Gefühl bemächtigte sich des Offiziers, als er  
plötzlich nebenan in dem Gemache ein Fenster klirrend öffnen  
und zugleich unten die Thüre gehen hörte.

Gekommen war noch Niemand; er warf einen raschen  
Blick hinab: vor dem Hause stand ein großer Mann, in der  
gewöhnlichen Tracht der virginischen Besitzer, wenn sie zu einem  
weiteren Ritte gekleidet sind; in der hellen Mondbeleuchtung  
war auch zu sehen, daß der Mann wohl bewaffnet war, mit  
Säbel, Revolver und Kiffelbüchse; er war augenscheinlich die  
Ankommenden erwartend.

Also war die Dame doch nicht allein gewesen, wie sie  
gesagt?

In der jungen Mannesseele stieg ein böser Verdacht auf,  
und dieser wurde zur Gewißheit, als er den Mann den Reitern  
entgegenfeilen sah und folgendes Gespräch hörte.

„Was gibt's, William?“

„Sir, es ist ein Offizier da zu Nacht, einer von den  
Yankee's!“

„Ein Offizier? Von den Föderalen? Nur Einer?“

„Ja, nur Einer; hat Depeschen in einer ledernen Tasche  
mit sich, nennt sich einen Courier, er schläft — hat getrunken!“  
Letzteres war in spöttischem Tone gesprochen.

Der junge Offizier am Fenster lauschte mit stockenden  
Pulsen, er hatte keine Zeit, über diese Sottise in Wuth zu  
gerathen, denn war er auch wein- und liebeglühend, so fühlte  
er doch gut genug, nicht betrunken zu sein.

„Gut, gut, halte mein Pferd, Sam, und Du, William,  
öffne die kleine Thüre!“ sagte der Herr, vom Pferde sprin-  
gend, und verschwand, von William begleitet, hinter dem  
Hause.

Ein rascher Entschluß bligte in der Seele des Adjutanten  
auf; er warf sich hastig in seine Uniform, hing Depeschentafche  
und Mantelsack um, und verließ mit leisen Tritten, in jeder  
Hand eine Pistole, das Gemach.

Er schritt über den hellen Gang und die Stiege, ohne  
auf Jemanden zu stoßen; die Hauptthüre stand offen und vor  
derselben hielt der Mann mit den beiden Pferden.

Mit vieler Gewandtheit und Schnelle war er an der Seite  
des Mannes und setzte ihm die Pistole an die Brust:

„Keinen Laut, Mann, sonst bist Du des Todes! Willst  
Du mich zur Armee der Föderalen bringen?“

Der Mann auf dem Gaulle konnte nicht blaß werden,  
denn er war ein Schwarzer; aber die Augen riß er groß auf  
und den gewaltigen Mund riß er auch weit auf und sprachlos  
starrte er seinen vom Himmel gefallenen Angreifer an — endlich  
sagte er stumm.

Der Adjutant war im Augenblicke im Sattel und packte  
seinen unfreiwilligen Führer an dem Arme, während er ihm  
zuraunte: „Hütke Dich, ein Gedanke an Verrath bringt Dir  
diese Kugel! Vorwärts im Galopp!“

Der erschreckte Neger brachte kein Wort über die wulstigen  
Lippen, bloß einen kurzen, um Verzeihung flehenden Blick warf  
er zu den hellerleuchteten Fenstern empor, hinter deren Vor-  
hängen einige Schatten sich bewegten, dann knurrte er ein  
trogiges „D—d!“ zwischen den Zähnen, hieb dem Pferde die  
Abfäße in die Flanken und hallo! ging es über die Fläche hin  
in sausendem Galopp.

Daß Kies und Funken stoben!  
Und Roß und Reiter schnoben!

Nur von Rieß und Funken war auf virginischem Boden freilich nicht die Rede, aber vorwärts ging, es doch, und das schnell genug.

Nachdem sie eine gute Weile über Feld und Wiese, durch Sümpfe und Waldland geritten waren, der Offizier stets an der Seite des Neger, mit der Pistole in der Hand, fragte der Erstere: „Weißt Du, wo die Armee der Föderalen steht?“

„O, ich thu' wissen,“ war die Antwort.

„Wie weit haben wir noch zu reiten?“

„O, sechs Meilen, Sir!“

„Dann können wir in einer Stunde dort sein!“

„Das können sein, — aber nicht heut —“

„Nicht heute? Warum?“

„Pferde sind müde, — waren den ganzen Tag in der Schlacht!“

„So — in der Schlacht — Du auch?“

„Sicher — Master hat mich mitgenommen.“

„Charmant,“ sagte der Offizier, aber dann schwieg er, sich seinen Gedanken überlassend, eigentlich war er über sich selbst recht ärgerlich — er hatte sich von der schönen Secessionistin dupiren lassen, und die Geschichte hätte einen schlimmen Ausgang nehmen können; als aber nach einem scharfen Ritte von etwas mehr als einer Stunde der Neger sein Pferd anhielt und nach einer Gegend hinzeigte, wo in der That, halb im Walde verborgen, einige Feuer zu bemerken waren, fühlte er sein Gemüth sehr erleichtert.

„Und wie weißt Du, daß dort die Föderalen stehen?“ fragte er.

„O, wir wissen Alles,“ lachte der Neger mit vollem Munde.

„Du gehst jedenfalls mit mir in unser Lager,“ sagte er, „möchte nicht gerne durch eine Spizbüberei von Dir in eine Falle geführt worden sein.“

„Oh, ich gehe nicht zurück; Master würde mich prügeln.“

Und so ritt der Adjutant auf seinem schaumbedeckten Deutepferde in den Lager der Vorposten seiner Armee ein, und brachte mit sich einen „intelligenten Kontreband,“ der wichtige Aufschlüsse gab, und noch ein Mehreres dazu log.

## Der Brechelschrecken und die Brechelbraut in Steiermark.

Von S. A. Huszar.

Sobald im Herbst die selbstgeäcete und geerntete Flachs geröstet und gebrechelt ist, so veranstaltet, nach altem Brauch, der Hausvater ein Fest. Dazu werden die Dirnen der Nachbarschaft, die Freundinnen der Haustöchter geladen; die Burschen bedürfen keiner Einladung und finden sich schon von selbst ein.

Die Stube ist säuberlichst geordnet, und ein Tisch trägt die Lasten von Fleisch, Krapsen, und je nach der Gegend, Bier, Wein oder Branntwein. Unter den Flaschen befinden sich zwei durch Blumensträuße und Bunttheiten aller Art herausgeputzte — die Preise, die heute zu erringen sind. Die Brechelbraut, die Königin des Festes, wird nämlich nicht so wohlfeilen Kaufes zuerkannt, sondern es gilt, sie theils durch Geschicklichkeit, theils durch Gegengaben zu erringen. Wäre ein Bursche so glücklich, durch Kraft alle zwei Preise und Getränkeflaschen zu erwerben, so gäbe es natürlich nur eine Brechelbraut, da aber mehrere Aufgaben sind und zwei Preisflaschen, so gibt es auch zwei Hauptstücke und zwei Hauptstiege, und der nächste Preis gilt also einer sogenannten Handels- oder Kaufbraut.

Der Hausvater nimmt den obersten Platz am Tische ein und läßt die verbenden Bursche mit allem Ernst an sich herantkommen. Jeder derselben bittet nun, daß ihm die Braut zugesagt werde. Der Vater verlangt aber allerlei witzige Aufgaben, wie sie beim Pfänderspiele auch vorkommen, und namentlich lebendige Wesen als ordentlichen Kaufpreis oder Gegengaben. So z. B. möge ihm ein schönes Pferd vorgeführt werden, oder auch eine Kuh mit recht großen Hörnern, ein Ziegenbock, oder derlei. Die Burschen gehen nun gehorsamst hinaus, und da ist es ihre Aufgabe, vereint mit vier Füßen ein Pferd vorzustellen, oder einen Einzelnen als Ziegenbock mit Hörnern einzutreiben. Wenn nun also das sonderbare Thier, durch Bett- und Tischtücher gehörig verhüllt und möglichst naturgetreu, in der Stube erscheint und die Befehle des Reiters ausführt, oder seine Sprünge, seine Stimmnachahmungen zufriedienstellend producirt, geht natürlich ein erschütterndes Gelächter los und der Vater muß sein Wort halten und die große buntgeputzte erste Flasche zum Besten geben — was unter Jubel vor sich geht!

Mitten in der Freude aber erscheint ein ernstler Mahner — ein wandernder Predikant, meist ein gereister Handwerker des Dorfes, welcher die Welt gesehen, betreffende Bildung und Späße erworben. Er erscheint in gehöriger Verstellung, dazu einen Budel, auch hinkend und das Gesicht bepflastert, oder mit einem langen Barte versehen, ein großes schweres Buch unter dem Arme. Entweder er bittet, da einkehren zu dürfen und um ein klein wenig Stärkung, verschlingt daher sofort die größten Bissen und thut die stärksten Züge ans Gläsern, Flaschen und Krügen, oder er donnert gleich gegen die sündige Lustbarkeit, muß sich aber jedenfalls nach den ersten Worten Labung und Stärkung holen. Nachdem ihm die Bursche zugewiesen, er möge sich den Hals doch nicht ganz und gar zum Heden verstopfen, oder er möge doch nicht die Nacht über im Krüge bleiben, versügt er sich an einen Tisch, oder stellt sich auf eine Bank, einen Stuhl, zwingt eine ungeheuerer Brille auf seine Nase und beginnt. Natürlich liegen dem ländlichen Sinne die kirchlichen Formen am nächsten und er modelt seine rednerischen Späße darnach, ohne im Geringsten die Absicht zu haben, das erhabene Religiöse zu erniedrigen!

„Beliebte Zuhörer!“ beginnt der Moralkredner. „Bevor wir über dieß etwas Weiteres vornehmen, wollen wir den scheußigen Schneidergeist um seinen Beistand anrufen!“ Nachdem er dieß mit allerlei komischen Grimassen gethan und mit einem „Ammeln!“ geschlossen, beginnt er wieder, und zwar die Worte, die der Rede zu Grunde gelegt sind, vorzulesen. „Es gingen einmal drei schadhafte Schneider über einen sehr hohen Berg, da begegnete ihnen eine alte Gais mit zwei Gaiskizeln (Zungen). Als die gebrechtesten Schneider die alte Gais erblickten, da fielen sie auf ihr Angesicht nieder und sprachen: „O, Du Mutter unseres Stammhauses, hilf uns, daß wir von unserer Elendigkeit errettet werden.“ Da beschaute die alte Gais die drei Schneider sehr genau. Der Eine war lahm, der Andere war einäugig und der Dritte stotterte. Die Gais aber sprach zu ihnen: „Seid getroßt, meine Söhne, Euch soll geholfen werden!“ Da ließ die Gais etwas fallen, stampfte mit den Klauen darein und bestrich mit dieser Salbe die drei seligen Schneider und alsobald wurden sie gesund. Zur würdigsten Dankbarkeit küßten sie der alten Zunftmutter das Angesicht und gingen dann getroßt heim!“

Eine zweite beliebte Grundlage zur Sittenrede ist folgende: „In der Zeit gingen drei Jungfrauen durch einen Wald spazieren und es begegnete ihnen drei Schützen; der Eine hatte keine Wäsche, der Andere kein Pulver und der Dritte kein Blei, und sie sahen Alle aus wie vortrende Schneider. Dann schritten sie weiter und sie sahen ein großes Schloß mit einem Thurm, das aber ohne Grund war, und da kamen drei Leute heraus. Der Eine war blind, der Andere war hinkend und der Dritte ohne Kleider. Der Blinde zeigte auf einen Hasen im weiten Feld, der Lahme ließ ihm nach, erwischte ihn auch und der Letzte hat ihn in seinen Rocksaß geschoben!“

„Das sind die Worte,“ fährt nun der Spasmacher fort, „über die ich heute zu Euch reden will. Und ich will gleich anfangen über die Weibsbilder, vorerst über die ledigen. Sie schauen kaum heraus aus den Tatzchen (Wideln), so soll man ihnen schon von einem Buben vorquatschen, und es will ihnen kaum das Röckel passen, suchen sie schon einen Liebhaber in allen Gassen! Mich wundern nur die Alten, sie sein schon voll Kröpfel und Falten und voller Runzel und Zapfnucken, und doch thut 's Herzeln jucken und zucken! Es ist ihnen keiner zu jung und keiner zu alt und keiner zu warm und keiner zu kalt! Ist einer krump oder kropsch, kahlköpfig oder rothschöpfch, hohlwangig oder ohne Zähn', schiech oder schön, so heißt's, Du tannst mit mir geh'n! Und kommt Einer von Schlampampen, so pflegen sie ihm den Wampen. Dann ist's gar schlimm gethan, und es heißt, was fang' ich an? Sie glauben an keinen Himmel und keine Höll' und kommen vor lauter Liebeln mit von der Stell'; sie hören auf keine Wort' und keine Lehr', außer sie kommen von lustigen Buben daher! Sie haben alle Ehr' verlassen, auf Wegen und auf Straßen, sie schäkern im Stall, im Heu, und ist wo nur ein Pläklein dabei! Vernehm es mit Geduld und Aufmerksamkeit, meine lieben Zuhörer, Drahtzieher und Kohlenstörer! Kommt ein Sonn- oder Feiertag heran, da ziehen sie sich recht sauber an, da krampeln und schmirren sie das Haar, der Spiegel ist der Hochaltar, und kommen sie in die Kirchen, o Graus, im Beten richten sie nicht viel aus, die größte Andacht haben sie bei Pfeifen und Geigen, da möchten sie die ganze Zeit sich zeigen; Tanzen, Liebeln und die Buben verführen, das sind die Haupttugenden, die sie g'spüren; Falschheit und Heuchelei, die treiben sie dabei, und sobald sie merken, daß Kirrtag ist, da wissen sie schon allerhand List, mit Schöndhün und mit Belügen, den Burschen um's Andenken zu betrügen; die Laster und Sünden, die sie begehen, kann nicht einmal der Teufel alle sehen! Ja alles Schlechte, das sich gar nicht läßt ergründen, kann man

allzusammen bei den Madeln finden! Ein schlechtes Lied ist ihr Morgengebet und bis in die Nacht so fort es geht! — Jetzt will ich aber aufhör'n, Sie möchten verdrießlich wer'n und ich hätt's doch nicht gern! — Von den Buben will ich daher sagen, die haben gar oft eine schwere Leiter zu tragen, nachher haben sie noch keine Ruh' — es kommt oft der Bauer dazu! Der schlägt den Buckel voll dem Schwiegersohn und das ist für Alles sein ganzer Lohn! — Es ist ein neues Patent herausgekommen, daß sich kein Bub' untersteht, und in die Menscherammer schauen geht! Und wenn er schon glaubt, er muß kommen, so sei es stets mit großer Vorsicht unternommen! Es wollen sich auch zwei verehlichen. Der Bräutigam heißt Johann Einsin, hat a Nasen wie a Faustbirn, zwei Füh' wie a Ruchheber, hab' mein Lebtag kein solchen Menschen g'sehet! Die Braut ist die tugendsame Genovefer, hat eine Gestalt wie ein Kuchelkäfer, er ist von Loiben und sie von der Mur, er ist ein Lump und sie — da hab' ich schon g'nur! (genug!) Vorn ist das Hausstübl und hinten der Kuhstall, solche Leut' werden verkünd't zum ersten und letzten Mal!“

Nach dieser Rede, welche zeigt, daß die sogenannten „Capucinaden“ tief in's Volk gedrungen oder aus demselben herauswachsen, bis auf die heutigen Tage (leider fehlt das Unsäuerliche auch nicht und haben wir es vermieden) werden von dem Pöfenerreißer die Gemeinden des ganzen Bezirkes mit ihren Spottnamen litaneiarig aufgeführt. Es heißt z. B. die kropsigen . . . er; die blaunafeten . . . er; die pluherschädlichen . . . er; die zugehachten . . . er; und nach jeder Benennung antwortet die Gesellschaft: „Nix für uns!“ Hierauf kommen die einzelnen Bauern der eigenen Gemeinde an die Reihe, und diese Auführungen haben das einzige Gute, daß deren bittere und schonungslose Wahrheiten gesüchdet oder zu vermeiden gesucht werden. So heißt es: „Beim . . . , wo die Knecht so maltraitirt werden! Beim . . . , wo sie die Kleien unter's Brod mischen! Beim . . . , wo das Bestgeben nicht zum Fressen ist! — „Nix für uns!“ tönt es immer entgegen, jedoch antwortet das Volksgericht etwa auf: „Beim . . . , wo die Bäuerin so gute Speckknödel macht! — „Recht für uns!“ — Bei der schönen . . . , wo's so gut zu hausen ist! „Recht für uns!“ u. s. w.

Hat der Spasmacher nun seine Rolle erschöpft, so kommt der zweite Theil des Abendsfestes, das Erringen des zweiten Preises, der sogenannten „Rausbraut.“

Der Hausvater hat zu diesem Zwecke den Wipfel eines jungen Fichtenstammes vorräthig und verborgen. Die Bursche bilden einen Kreis — und unversehens, plötzlich, wirft der Hausvater den Fichtenwipfel in ihre Mitte. Sie stürzen sofort Alle auf diesen los, und die Aufgabe der Tapfersten und Geschicktesten ist es, ihn zu erringen und zu behalten. Keiner weicht vorerst, schon ist die Rinde des Bäumchens, durch das Entreißen von Hand zu Hand, losgeschält, manche kleine Wunde wird im Kampfe geholt, die Schaar der Unermüdlichen wird doch immer kleiner, und je kleiner sie wird, desto interessanter gestaltet sich der Einzelkampf, der oft lange, sehr lange währt, bis endlich Einer entschieden die Rausbraut gewonnen, oder der Hausvater einen Stillstand gebietet und dem augenblicklichen Besizer den Preis zuerkennt, die blumengeschmückte, inhaltsreiche Flasche, die abermals unter Jauchzen geleert wird.

Mag auch die Schale rauh sein — hinter derselben verbirgt sich doch ein ländlich-sittlicher Kern, und das ist zuletzt die Hauptsache, das unsichtbare Herz spricht weit besser, wenn auch stiller als die laute Zunge und die sichtbare Geberde, und darum die Erquickung nach des Tages Mühen und Lasten!

(Oesterr. Volkskalender.)

## Ein moderner Oedipus.

Aus San Joan do Rey, in der brasilianischen Provinz Minas Geraes, wird ein furchtbarer Vorfall gemeldet, der sehr an den unfreiwilligen Vatermord des Oedipus erinnert. Vor einigen Jahren bebauten Antonio Magelhaens und seine Frau Margerida eine kleine Fazenda in der Nähe von Pils de Taipa, am Parcbiasfluß. Ihr einziger Sohn, Melchior, ein junger, vortrefflicher Mensch von 18 Jahren, half ihnen bei der Arbeit; die kleine Familie lebte glücklich und einig. Eine entsetzliche Prophezeiung zerstörte dieses Glück. Melchior beging die Schwäche, eine alte Mulattin, welche sich mit Wahrsagen abgab, um seine Zukunft zu befragen. „Sie werden Ihren Vater und ihre Mutter tödten,“ hatte die alte Frau ihm gesagt. Melchior betete seine Eltern an. Von diesem Augenblicke an hatte er nur noch die eine Idee, weit fort über den Ocean zu gehen, um sie nie wieder zu sehen. Ohne Wissen seiner Eltern schiffte er sich ein, wurde Matrose, Arbeitsmann, Kaufmann; in keiner Unternehmung hatte er Glück, und wie durch eine unwiderstehliche Gewalt nach Brasilien zurückgezogen, kehrte er nach sechsjähriger Abwesenheit dorthin zurück, aber er ließ sich in einer entfernten Provinz nieder, zu Passagem, bei San Jago do Rey in der Provinz Minas Geraes. Er veränderte seinen Namen und wurde Feiros, d. h. Aufseher der Feldarbeiter in einer Fazenda. Der Besitzer der Fazenda war Witwer und hatte eine Tochter, welche für Melchior eine starke Zuneigung faßte; der junge Mann liebte sie auch und wurde ihr Gatte. Zwei Jahre lang ging Alles gut; die Ehe war glücklich. Melchior hatte seine Eltern nicht vergessen, aber er zitterte schon bei dem Gedanken, sie wiederzusehen. Dieser Gedanke und eine Eifersucht, zu der seine Frau ihm durchaus keinen Grund gab, verliehen ihm einen etwas düsteren Charakter. Unterdeß führte der Zufall den alten Magelhaens und seine Frau, welche schon viele vergebliche Nachforschungen angestellt hatten, auf die Spur des verlorenen Sohnes. Ein Neger, der ihm ehemals angehört hatte, kam durch Verkauf nach der Provinz Minas Geraes, wo er zufällig Melchior wieder traf. Er sprach von seiner Entdeckung mit einem Kaufmann, der von dem Verschwinden des Melchior Magelhaens gehört hatte, und so kam die Nachricht auch zu den Eltern. Der verlorene Sohn war wiedergefunden. Die greisen Eltern machten sich auf den Weg und kamen nach Passagem, ohne jemand davon zu benachrichtigen. Sie hatten sich nach Allem genau erkundigt und hofften ihren Sohn zu überraschen; derselbe war aber nicht zu Hause, er war einige Meilen fortgegangen, um Vieh zu verkaufen. Antonio und Margerida gaben sich ihrer Schwiegertochter zu erkennen. Die junge Frau nahm sie mit herzlichster Gastlichkeit auf, und da sie müde waren, bot sie ihnen ihr eigenes Bett an, bis ein passendes Zimmer zu ihrer Aufnahme hergerichtet wäre. Da Melchior am Abend zurückkommen sollte, ging sie ihm entgegen, um ihn zu benachrichtigen, und um die Erste zu sein, welche ihm eine, wie sie meinte, so glückliche Nachricht mittheilte. Melchior aber, um schneller heimzukommen, nahm einen näheren Weg, und während seine Frau ihn auf der großen Straße suchte, traf er schon zu Hause ein. Er trat ein; die Nacht war plötzlich gekommen, wie das in jenen tropischen Gegenden geschieht, wo es keine Dämmerung gibt. Er wendet sich nach der Schlafstube, und hört das regelmäßige Geräusch des Athmens. Er glaubt, daß seine Frau sich niedergelegt habe und schlafe. Er streckt die Hand aus und entdeckt zwei Menschen in dem Bett. Er fühlt einen Bart, einen Männerkopf; eine Frau ruht an seiner Seite. Kein Zweifel mehr, er ist verrathen. Der Unglückliche ergreift sein Messer und tödtet beide. Kaum hatte er seine Rache befriedigt,

so kehrte seine Frau zurück. Sie zündet eine Lampe an, sie sieht ihren Mann unbeweglich, bleich, mit verwirrten Blicken; sie sieht das Leinen blutig. Die Vorherfagung war erfüllt: Melchior hatte seinen Vater und seine Mutter ermordet! Mit einem Blick hatte er Alles begriffen. Die Gemüthsbewegung war zu groß, als daß sein Geist sie hätte ertragen können. Er ist wahnsinnig geworden.

## Literatur.

Gedichte und Gedankblätter von Emanuel Geibel. Stuttgart. Cotta'scher Verlag. 1864.

Wir haben, als vor acht Jahren Geibel's „neue Gedichte“ erschienen, über die Eigenthümlichkeit des Dichters, seine Stellung in der poetischen Literatur, seine Entwicklung, unser Urtheil in diesen Blättern (Jahrgang 1856, Nr. 4) abgegeben. Wir halten es im Ganzen auch dieser neuesten Publication gegenüber aufrecht. Nur das müssen wir hervorheben, daß die Reflexion, welche in den „neuen Gedichten“ so sehr vorwaltete, wieder der Geibel besser kleidenden Natürlichkeit und Gemüthlichkeit Platz gemacht hat. Was ferner den Zauber der klangvollen, reinen Sprache, die glückliche Mischung von Sinnlichkeit, Gemüth und Geist, Stimmung und Bild betrifft, welche dem Dichter so viele Freunde erworben hat, so finden wir in dem vorliegenden Werke den Lyriker wieder, „dessen unvergänglich Wesen im Spiegel seiner Lieder zu schauen ist.“ Die neuesten Lieder klingen wieder wie seine ersten.

War es aber früher die Liebessehnsucht, die alle seine Lieder erfüllte, so ist es jetzt die Klage um Verlorenes. Die Erinnerungen an seine früh verklärte Gattin klingen aus jeder Strophe des ersten Abschnittes, der „Lieder aus alter und neuer Zeit.“ Die „vermischten Gedichte“ enthalten manche werthvolle Perle, wozu wir vor Allem die „Gedankblätter“ zur Todtenfeier von Schiller, Umland und König Max II. rechnen. Die klar und rein ausgearbeiteten, stimmungsvollen „Erinnerungen aus Griechenland,“ von denen wir einzelne als Originalbeiträge brachten, bevor sie im Münchner Dichterbuch erschienen, sind voll Harmonie und Schönheit. Unter den erzählenden Gedichten ist das bedeutendste „die Blutrache.“ Die Handlung geht auf einer der griechischen Inseln vor sich; der Sohn, der dem vermeintlichen Mörder seines Vaters auflauert, rettet dessen Knaben aus dem Rachen eines Wolfes, wodurch dann die Familiensühne herbeigeführt wird. Es geht ein echt epischer Zug durch das Gedicht. Die beste Ballade dünnt uns „Schön Ellen“ zu sein; sie behandelt eine Episode aus dem indischen Aufstande. In der Stimmung vortrefflich ist das „Märchen;“ allein es bricht in dem Momente plötzlich ab, da das Interessanteste kommen soll.

In der Behandlung der Oden, sowie der antiken Versmaße ist Geibel ein Meister, wie die im vorliegenden Werke enthaltenen Gedichte „Aeglesee,“ „Seefahrt“ u. A. zeigen.

Der Reflexion begegnen wir im Singgedichte am liebsten; wir lassen zum Schlusse hier einige der poetischsten folgen.

Wenn die Stimme des Geistes spricht,  
Horch' und folg' ihr freudigen Muthes,  
Nur mit der Stimme des brausenden Blutes,  
Mit der thörichten Schwester verwechsl' sie nicht.

Was ich wünschte vor manchem Jahr,  
Hat das Leben mir nicht bescheert,  
Aber es hat mich dafür belehrt,  
Daß mein Wunsch ein thörichtes war.

Gilt's Frauen zu Vernunft zu bringen,  
So laß den allgemeinen Ton;  
Wie klug sie reden von den Dingen,  
Sie meinen stets nur die Person.

Das Höchste bleibt ein freier Wille,  
Der, unbesiegt von Fleisch und Blut,  
Sich selbst getreu in Sturm und Stille,  
Das Gute, weil es gut ist, thut.

